



Open Access Repository

www.ssoar.info

Familie und Wohnen: Wohnbedürfnisse im Wandel

Lipp, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lipp, W. (1990). Familie und Wohnen: Wohnbedürfnisse im Wandel. *Zeitschrift für Familienforschung*, 2(2), 128-142.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-323057>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

FORUM

FAMILIE UND WOHNEN WOHNBEDÜRFNISSE IM WANDEL¹

Wolfgang Lipp

Zusammenfassung

Familie und Wohnen gehören eng zusammen. Familienleben ist wesentlich Leben "unter einem Dach". Was man die "Kosmisationsleistung" der Familie nennt, ihre Fähigkeit, ein ausgleichendes emotionales Klima, Erziehung und den Aufbau Halt gebender, personaler Identität zu gewährleisten, wird möglich erst im abgegrenzten eigenen Wohnbereich, im "Heim", das familiale Autonomie, eine gedeihliche familiale Kultur auch baulich umschließt. Daß die Formen des Wohnens - wie die Formen der Familie selbst - sich historisch gewandelt haben, ist evident. Wandlungen dieser Art, denen der Wandel zugeordneter, auf Wohnen bezogener Bedürfnisse entspricht, werden im folgenden näher charakterisiert; dabei werden Typen zusammengefaßt (vgl. Abs. I). Zu fragen ist sodann (vgl. Abs. II), was Familie und Wohnen vom Kern her bedeuten, wie sie "funktionieren" und inwiefern sie für "Sozialisation" - den Vorgang sozialen Reifens, die Entfaltung der Kompetenzen des Menschen zu handeln - einen Rahmen grundsätzlich geben. Schließlich wird versucht (vgl. Abs. III), Strukturen und Probleme, die Familie und Wohnen, Zusammenleben und Haushalten betreffen, für die Gegenwart zu erfassen.

¹ Der Beitrag fußt auf Überlegungen, die ich auf der Fachtagung der Frauen-Union der CDU, "Wie Familien wohnen wollen - Leben zwischen Wunsch und Wirklichkeit", am 22.03.1990 in Bonn, Konrad-Adenauer-Haus, zur "Einführung" vorgetragen habe.

Abstract

FAMILIES AND HOMES: CHANGING NEEDS IN HOUSING

Families and homes have to be considered together. Family life is essentially living under one roof. The ability of a family to create its own cosmos ('cosmisation'), to provide a harmonious atmosphere for its members, to rear them and build up their sense of personal identity, depends on their having a defined space of their own, a 'home', which includes family autonomy, a thriving family culture and also a building. Obviously, styles of housing have changed throughout history, just as family structure has changed. Changes of this kind, corresponding to changing needs, are here described in more detail. First types of change are summarized (I). The question is then (II) what families and homes really mean, how they function, and to what extent they provide a framework for socialisation - the process by which human beings become mature and develop their capacity to act. Finally (III) an attempt is made to define the structures and problems concerning families, housing, living together and housekeeping at the present time.

I.

Geht man zurück zunächst in die vormoderne Welt - ihre Spuren finden sich bis ins 20. Jahrhundert -, stößt man auf den Familientyp des "ganzen Hauses" (dazu Brunner, 1966); er wird repräsentiert vor allem durch die kinderreiche, vielfach drei Generationen umfassende, nicht-verwandtes Gesinde mitzählende bäuerliche Familie, prägt aber auch den städtischen, handwerklichen und gewerblichen Familienbetrieb und liegt ursprünglich auch herrschaftlichen, adeligen "Häusern" zugrunde. Familien dieses Typs sind in erster Linie als Wirtschaftseinheiten zu verstehen; die Produktion von Gütern, Lebensvorsorge durch kontinuierliche, alle Mitglieder einbeziehende Arbeit bildeten ihren Mittelpunkt. Wirtschaften und Haushalten, Arbeiten und Wohnen waren hier nicht getrennt, sondern stellten eine funktionelle, soziale und räumliche Einheit dar. Die Sachzwänge der Produktion, wie sie unerbittlich das Leben vor allem der Bauern betrafen, verdrängten die Möglichkeit, sich in Räume der Nicht-Arbeit, Räume des Privaten, Intimen zurückzuziehen, dabei weitgehend (näher z.B. Weber-Kellermann, 1974). Ställen, Vorratskammern,

Dielen kam in den Grundrissen ein Vorrang zu. Zwar wird man den Herdraum, dem später die "Stube" sich angliederte, als Zentrum des Hauses verstehen; sein Stellenwert aber leitete sich gerade nicht vom Wohnen, im Sinne privaten Sich-Zurückziehens, sondern vom Wirtschaften, d.h. hier: der Versorgung des Hauses als "Arbeitsgemeinschaft", her ab, und selbst die Schlafkammern, die die "Hauseltern", die Knechte und Mägde oder Gesellen und Lehrlinge benutzten, waren räumlich in Tuchfühlung mit dem zugeordneten, tagsüber bestimmenden Hauptarbeitsplatz angelegt. So grenzten die Kammern der Knechte an die Pferde-, die der Mägde an die Kuhställe an; die "Hausmutter" aber überblickte vom Bettkasten aus die Diele, das Herzstück des Betriebs, und konnte das Geschehen von hier aus kontrollieren.

Erst die Heraufkunft des "Bürgertums", der bürgerlichen Lebensweise, hat Familie zu dem gemacht, was man noch heute darunter versteht: zur sozialen Einrichtung, die zur Arbeits- und Berufswelt in gewisser Distanz steht, sich von früher eingeschalteten weiteren verwandtschaftlichen Bindungen gelöst hat und bezogen ist auf das "Heim", ein intimes, gefühlhaft fundiertes "Zuhause"; soziologisch gesprochen hat sich die Familie aus Verwandtschaft und Wirtschaft "ausdifferenziert"; ihre Gründung erfolgt jetzt "neolokal", d.h. nicht länger am Wohnort der Eltern (Großeltern), und die Zwei-Generationen-, nicht die Drei-Generationenfamilie wird die Regel. Das Wohnen selbst - von Arbeits- und Wirtschaftsvollzügen, die außer Haus organisiert sind, abgekoppelt - wird als Daseinsmöglichkeit für sich entwickelt und auf die Bedürfnisse vor allem des privaten Lebens, von Individualität, Empfindsamkeit und auch Ästhetik, schließlich aber die hohen, neu entdeckten Werte des "Kindes", von "Elternschaft" und "Mutterliebe" eingestellt (vgl. Tyrell, 1976). Die Formen des Bauens, die Grundrisse von Haus und Wohnung, die sich nunmehr durchsetzen, entsprechen dem. So kommt es zur Differenzierung und fortschreitenden feineren Gliederung gerade der Raumanordnung. Neben dem Salon, dem Zimmer der Dame, oder dem Herrenzimmer - Räumen, die gesteigerten Bedürfnissen nach Individualität, verbunden mit bürgerlicher Repräsentativität, entsprachen - legte man gesteigerten Wert auf die Ausgestaltung von Wohn- und Speisezimmern, gab dem Schlafzimmer neues, um Intimität zentriertes Gewicht und richtete - als genuine kulturgeschichtliche Neuschöpfung des Bürgertums - vor allem Kinderzimmer ein (vgl. Teuteberg, 1985; Kanacher, 1987). Die "Kinderstube" entstand, und noch heute verbindet man, wenn man den Ausdruck verwendet, kindgerechtes Behütetsein, ein angemessenes so-

zialisatorisches Milieu und "gute Erziehung" mit ihr.

II.

Daß Familie nicht nur ein Zwecksystem, wie einen Betrieb, darstellt, oder ein Phänomen der Biologie, oder ein zufälliges soziales Aggregat, sondern durch und durch "kulturelles" Gebilde ist und je spezifischen "Sinn", je spezifische "Eigenart" entwickelt (Schulze, 1987), wird manifest gerade mit Blick auf das Bürgertum. Anders als andere soziale Einrichtungen, die in der aufsteigenden "industriellen Gesellschaft" immer spezifischere soziale Funktionen erfüllten, hat die Familie bei aller Engführung, zu der ihre Hauptaufgaben - Reproduktion, Sozialisation, emotionale Regeneration - sie nunmehr zwingen, den Anspruch auf ganzheitliche sinnhafte Gestaltung, eben jene besondere familiäre Kultur, einem gleichsam inneren Gesetz folgend, bisher immer aufgenommen, und es war in der Tat die klassische bürgerliche Familie, die leitbildhaft hier bis heute wirkte.

Wenn man so gesehen fragt, was "Familie" vom Prinzip her heißt - und auf der Suche nach den Prinzipien auch familialen "Wohnens" ist -, wird man sich klar machen müssen, daß es nicht ausreicht, spezialistische Funktionsbestimmungen allein zu geben. Zwar ist die Familie auf "Reproduktion", "Sozialisation", "Spannungs-" und "Gefühlsausgleich" vergleichsweise heute beschränkt. Gerade die Aufgabe der Sozialisation, die nicht nur sachlich, sondern zeitlich höchst komplex ist und sich z.B., über die frühkindliche Phase weit hinaus, bis in die "Postadoleszenz" erstreckt (vgl. Vaskovics & Buba, 1988), macht es aber nötig, überall zusätzliche sinngebende Inhalte einzubauen, Horizonte, die im identischen, "geglückten" Zuhause zugleich ihre Mitte haben. Das fortgesetzte gemeinsame Gespräch, der gemeinsame Mittagstisch, die gemeinsam gestaltete Freizeit seien als Faktoren, besser: kulturelle Mittler dieser Art hier nur herausgegriffen. Sie mögen verdeutlichen, daß erst sie, in ihrer vielschichtigen Durchdringung, es sind, die den Menschen heranreifen und wachsen lassen zur personalen Gestalt, und können zugleich belegen, daß sie optimale Wirkung am Ende in "vollständigen", im übrigen auch ökonomisch gesicherten Familien entfalten. Familien erfüllen ihre Aufgaben nicht dadurch, daß sie funktionell einseitig betrieben und nach Gesichtspunkten etwa des kleinsten Kraftmaßes, der geringsten Kosten, des Zweck-Mittel-Kalküls veran-

schlagt werden; im Interesse gerade befriedigender sozialisatorischer Bedingungen ist es vielmehr nötig, ein transfunktionales, "reiches" Familienleben, ein Übermaß an Bezügen, aufzubauen, das die Familienmitglieder, ihre Interessen, Ansprüche und Bedürfnisse, "sinnstiftend" verbindet (Kaufmann, 1975; ders., o.J.). Nur so wird zuletzt garantiert, daß die Familie zur "Selbststeuerung" fähig bleibt und in einer Umwelt, die in Form z.B. von Konsumanreizen, Schulstreß oder Medienbrei personales Reifen hochgradig irritieren kann, "Ultrastabilität", Überblick und Autonomie behält.

Daß die genannten Zusammenhänge den Rahmen auch für angemessenes, familiengerechtes "Wohnen" definieren, ist deutlich. Zwar ist auf ein Zuhause, eine Wohnung, jedermann angewiesen; für Familie und ihre kardinalen sozialisatorischen Aufgaben sind die Arten des Wohnens, die Spielräume und Schranken, die die Wohnverhältnisse setzen, aber entscheidend. Obwohl die Forschung die Wirkungsketten, die zwischen Wohnform - im Sinne nicht nur der baulichen, sondern auch der ökologischen Struktur (bes. des Wohnumfelds) - und Sozialisationsverlauf bestehen, noch nicht hinreichend exakt spezifiziert, erbringt sie generell, daß großflächiges, reich nach Zimmern gegliedertes, technisch (z.B. sanitär) wohl ausgestattetes Wohnen - das ökonomisch-rechtlich zudem gesichert ist (langfristige Mietverträge; Eigentum) - das Aufwachsen des Menschen, ja seine gesamte, vom Kern des Familialen, Privaten her getragene Existenz positiv beeinflussen (dazu näher Vaskovics, 1988; Lüscher, 1989; vgl. auch Wingen 1976; Beine, 1987). Weder für die Eltern, noch für die Kinder reichte es ja aus, daß das Zuhause, die Wohnung, einen "Umkleideraum für Rollen" (Luhmann, 1965, S. 106) darstellte, der bloße, in sich leere soziale Hülse wäre. Die Vorgaben des Wohnens, zu denen die des Wohnumfelds (Nachbarschaften, Ausstattungen, Verkehrswege, Grünflächen etc.) wesentlich hinzutreten, wirken auf das Dasein Tag für Tag im Sinne vielmehr von "Ressourcen" ein, die fehlen können, in der Regel aber Nachschub geben und helfen; sie bereichern - oder limitieren - die Erziehungsmethoden der Eltern ("restriktive"/"supportive" Stile) ebenso wie die Leistungen der Kinder; sie steuern Kontaktchancen, Interaktionen, Kommunikationen ebenso wie Rückzug oder Delinquenz; sie tragen bei zur Ausformung des emotionalen Klimas, belasten oder verbessern es und strahlen schließlich aus auf das gesundheitliche Wohlbefinden. Wohnen und Familie gehören also eng zusammen; wer für die autonome, kulturell gesättigte, "reiche" Familie plädiert, wird auch wohnungsbaupolitisch wissen müssen,

was er der Familie schuldet.

III.

Kehrt man zurück zur Typologie der Familie, ist in die Skizze der Typenfolge der Typus der "Arbeiterfamilie" nachzutragen. Was ist zur Arbeiterfamilie näher zu sagen? Wie haben Arbeiter gewohnt?

Drastische Schilderungen liegen für die Zeit etwa der Jahrhundertwende vor (vgl. Brüggemeier & Niethammer, 1978; Schildt & Sywottek, 1988). Drückend lasteten auf Arbeitern und ihren Familien damals nicht nur ökonomische Not, rechtlicher Druck und soziale Ausgrenzung; beengt waren in dieser Epoche der Arbeitersiedlungen, Werkwohnungen und Mietskasernen die Wohnverhältnisse selbst, und Wohnungen, die über den inzwischen entstandenen freien "Wohnungsmarkt" verfügbar wurden, verwandelten sich zur knappen, allzu teuren "Ware", die zu haben war nur zu defizitären Bedingungen. So wohnten hunderttausende von Menschen in Berlin in Wohnungen, in denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Personen, einschließlich "Schlafgängern" und "Aftermietern" belegt war. Keineswegs jeder hatte sein eigenes Bett, und die "Behausungsziffer" der Stadt - sie markierte pro Haus (Grundstück) die Anzahl von Bewohnern - wird mit 77 angegeben (vgl. von Saldern, 1989, S. 57). Wohnungselend, im Verein mit entsprechender hoher familialer Belastung, breitete sich aus; es mangelte, aus heutiger Sicht gesehen, in katastrophaler Weise an Ausstattungen und sanitärer Infrastruktur, und katastrophal verstärkten sich demgemäß auch wohnungshygienische Übelstände. Daß Tuberkulose, Rachitis, nervöse Erschöpfungen zu den Zivilisationskrankheiten der Zeit avancierten, kann gerade von hier her nicht wunder nehmen; nicht weniger gravierend war freilich der Umstand, daß die Verhältnisse sich destruktiv auf die ohnehin schon labilen sozialisatorischen Bedingungen auswirken mußten. Die Rede von der "Entwurzelung" der Arbeiterschaft, ihrer "sittlichen Verwahrlosung", zählte zu den Gemeinplätzen der Kulturkritik damals nicht von ungefähr; sie geht dem heute genaueren sozialstatistischen Befund parallel, daß Arbeiterkinder auch schulisch - im Verfolg ihnen dienlicher kognitiver, sozialer und kultureller Kompetenzen - vor solchem Hintergrund benachteiligt blieben und strukturell kaum die Chance hatten, weiterführende Bildungswege einzuschlagen.

Anstrengungen, die Wohnungsmisere zu mildern, wurden in Deutschland vor allem nach dem ersten Weltkrieg unternommen. Sie standen in enger Verbindung mit dem neuen "sozialen (Massen)-Wohnungsbau" der Weimarer Republik, und während einerseits der Staat die Initiative ergriff und Subventionsmittel zur Verfügung stellte, traten als Bauträger neben dem Privatkapital jetzt gemeinnützige Gesellschaften und Wohnbaugenossenschaften auf. Das Neubauvolumen steigerte sich erheblich, und wenn bis 1932 zweieinhalb Millionen Wohnungen gebaut wurden, zählt dies gewiß zu den beachtlichsten Leistungen Weimars.

Sieht man von Experimenten wie der "Gartenstadt"-Bewegung einmal ab, die Stadt und Land, Naturromantik und Sozialutopie in Siedlungsformen zu verbinden suchte, die geringe Dichte, Gemeineigentum an Boden und kommunale Autonomie erstrebte (dazu Hartmann, 1976) - geblieben von der Idee ist das Leitbild vom "Wohnen im Grünen" -, war das "neue Wohnen", das sich nunmehr durchsetzte, bestimmt von den Gesichtspunkten des "Funktionalismus", der "neuen Sachlichkeit" und kurz: der "Moderne". Es fand statt unter der Ägide vor allem des "Bauhauses" (Weimar 1919ff.; Dessau 1925-1933) und ihres Gründers, Walter Gropius, und während man im Zeichen von "Technik", "Fortschritt", "Rationalität" stadtplanerisch "Großwohnanlagen" baute, favorisierte man auf der Mikroebene der Grundrißplanung, was man "Minimalwohnungen" nannte (s. näher von Saldern, 1989): In der Tat war es erstmals das Bauhaus, das Wohnen und Wohnungen entschieden als Massenartikel, die planbar, machbar, effektiv herstellbar waren, konzipierte, und Gropius verglich die Kleinstwohnungen, die er entwarf, gerne etwa mit Schiffskabinen, die nach ihm ähnlich begrenzten festumrissenden Wohnzwecken dienten. Berühmt geworden in diesem Zusammenhang ist die sog. "Frankfurter Küche", eine sechs Quadratmeter große "Einbauküche", die die Wirkungsstätte der Frau auf reine, arbeitsteilige Funktionalität reduzierte. Mit dem Siegeszug dieser Küche vollzog sich zugleich ein Bruch mit der herkömmlichen, von breiteren Gruppen getragenen Wohnkultur: Hatte sich familiales Leben bislang weithin in der "Wohnküche" abgespielt - Kochen, Essen, Kinderaufsicht, Kommunikation -, arbeitete die Frau in der Kleinküche jetzt eher "abgetrennt", und alles Nicht-Rationelle, Nicht-Funktionale wurde aus dem Geschehen der Tendenz nach ausgefiltert.

Faßt man die Entwicklungen zusammen, liefen sie im Maße, in dem sie tech-

nisch auf Stromlinie drängten, auch sozial auf zunehmende "Rationalisierung", d.h. Verrechtlichung, Disziplinierung, "Zivilisierung" des Wohnens hinaus. Die Zeit der Hausordnungen, peniblen Mietvorschriften und Mietverträge, im übrigen der Hausmeister und Hausverwalter war angebrochen, und eine Reihe neuer Behörden, z.B. Wohnbauämter, entstanden, die die neuen Wohnungen planten, zuteilten, die Wohnstandards kontrollierten (vgl. Gleichmann, 1979). Was die Typik des Wohnens insgesamt betraf, ergab sich hier wie dort, daß es zu immer stärkerer "Verhäuslichung" - der Hereinnahme von Lebensvollzügen ins Haus - kam, die - wie Spielaktivitäten, Körperpflege oder Toilette - bisher außerhalb verrichtet werden konnten, jetzt aber zunehmend privatisiert, intimisiert und "verschlossen" wurden (ders., 1976).

Der Weg, den die Familie zum jahrzehntelang gültigen, modernen Typus der "isolierten Kernfamilie" eingeschlagen hatte, war damit konsequent auch der Wohnform nach gegangen. Diese Familie ist in der Tat bis auf den "Kern" - die Eltern, ein bis zwei Kinder - geschrumpft; sie hat Funktionen, die sie früher wahrnahm, abgegeben und ist, wie gesagt, auf die Aufgaben primär der Reproduktion, der Sozialisation, der emotionalen Regeneration konzentriert. Die Mietwohnung, die sie bewohnt, oder auch das Haus, das sie beziehen konnte - einem nicht unbeträchtlichen Teil der Familien ist es gelungen, Wohneigentum zu erwerben -, weist, verglichen mit der Durchschnittswohnfläche pro Person, die heute 35 qm beträgt (s. Stat. Bundesamt, 1989), quantitativ dabei eher bescheidene Maßstäbe auf (dazu näher unten); die qualitativen Standards indessen, die man mit modernem Wohnen verbindet - die Trennung von Wohnen und Arbeit und soziale Abgeschlossenheit des Wohnens selbst, die Erfüllung von Vitalfunktionen im Privatbereich, bei fortschrittlicher technischer Ausstattung (Bad, Toilette), die rechtlich gesicherte, individuelle Nutzung des Wohnens durch Miete oder Kauf -: diese Standards liegen heute durchaus hoch und sind realisiert bei der großen Mehrheit der Familien (dazu näher Siebel, 1989; vgl. Herlyn & Herlyn, 1983; Diewald & Zapf, 1984). Das Bild, das sich ergibt, zeigt in jedem Falle, daß die Familie sich in einer Gesellschaft, die immer komplexere, immer abstraktere Funktionsketten knüpft - und die dem Einzelnen zugleich als Übermacht entgegentritt -, sozial und räumlich auf den Status einer in sich gekehrten, ja vom System sich selbst überlassenen, schwachen Kleingruppe zurückgezogen hat.

"Verhäuslicht", ans Haus fast zwanghaft gebunden, wurde nicht zuletzt hier

die Frau. Unter dem Druck vergleichsweise schwerer, bald ökonomischer, bald sozialer Lasten, die die Gesellschaft der Familie bis heute aufbürdet, mußte die Familie in der Erfahrung gerade der Frau, als Hausfrau und Mutter, am Ende als Ghetto erscheinen, das Lebenschancen nicht förderte, sondern beschnitt. Die Familie, einst evidenter positiver biographischer Orientierungspunkt, verlor und verliert insoweit für Frauen an Attraktivität (vgl. z.B. Beck, 1986, S. 161ff.). Man spricht von "De-legitimisierung", "De-institutionalisierung", Verfall der Familie (Tyrell, 1987). Neue "alternative" Formen, die zur Kleinfamilie in Distanz gehen - "Alleinerziehende", "Wohngemeinschaften", "unverheiratet Zusammenlebende" -, erscheinen seit Jahren am Horizont, und es fragt sich, wohin diese Entwicklungen führen können und was sie, aufs Ganze der Gesellschaft und ihre nach wie vor unverzichtbaren, familialen und sozialisatorischen Funktionen gesehen, näher bedeuten.

Geht man den Dingen auf den Grund, kann man sich der Forderung, familienpolitische Stützmaßnahmen, wie sie in der gegenwärtigen, auch demographisch bedenklichen Lage unabdingbar sind (so zuletzt Schmid, 1989, bes. S. 14f.), in Deutschland an der vollständigen, erziehungsbejahenden, kommunikativ "reichen" Mehrkinderfamilie auszurichten (vgl. Wingen, 1989), ernsthaft nicht entziehen. Familien dieser Art, die aus vielerlei Gründen die "Keimzelle" des sozialen, kulturellen und sittlichen Lebens auch heute bilden, als "Frage" - d.h. "neue soziale Frage" (Geißler, 1976) - einzustufen, die als gesellschaftliche "Randgruppen" gelten und insoweit abnehmenden sozialen "Grenznutzen" haben, wäre verfehlt. Familien sind mit Behinderten, Suchtkranken, Dauerarbeitslosen nicht gleichzusetzen; sie liegen ihnen voraus. Noch weniger wäre es damit getan, sie familienpolitisch zusätzlich zu relativieren (wenn nicht abzuwerten) und alles Augenmerk auf jene jetzt auftretenden "neuen Haushaltstypen" (Spiegel, 1986) zu lenken. Von wirklichen funktionalen Äquivalenten kann weder quantitativ noch qualitativ dort die Rede sein; zu unterstützen und mit erheblichen - sozialstaatlich nur gerechten (dazu dezidiert: Oeter, 1986) - Mitteln auszustatten sind vielmehr Familien, die Familie noch tatsächlich sind: Mehrkinderfamilien, die die Institution am Leben trotz Widrigkeiten halten; sie existieren in Deutschland millionen- und millionenfach.

Wie ist ihre Wohnsituation deskriptiv zu erfassen? Wie lauten die wichtigsten Desiderata? An Funktionalität (im technischen Sinn), Modernität, rechtlichen Sicherheiten des Wohnens gebricht es - von einer Minorität ökonomisch be-

drängter, sozial abgerutschter Problemgruppen abgesehen - im Durchschnitt nicht. Der Anteil der Familien, die in Ein- und Zweifamilienhäusern - einer für Familien ohne Zweifel günstigen Wohnform - wohnen, ist beachtlich; er reicht, je nach Dauer des Familienbestands, an zwei Drittel aller Fälle heran (vgl. Vaskovics, 1989, S. 41), und auch die Bildung von Wohneigentum, über das gut 40 % der Familien verfügen (s. ebda; vgl. auch Diewald & Zapf, 1984, S. 80, zur Aufschlüsselung nach Familiengröße), ist, wie schon bemerkt, weit vorangekommen. Woran es freilich mangelt, ist ausreichende Wohnfläche (vgl. zum Folgenden auch Lipp, 1989): Rechnet man, gemessen an der Durchschnittswohnfläche pro Person (35 qm) - deren Größe statistisch auf den hohen Anteil (63%) flächenprivilegierter, bloßer Ein- und Zweipersonenhaushalte zurückgeht - die Defizite einmal hoch (Quelle: Statistisches Bundesamt, 1989), fehlen für Familien - genauer: ihre Personenzahl - auf dem Wohnungsmarkt abstrakt gesprochen gegenwärtig rund 237 Millionen Flächenmeter. Geht man statt von Personen von Haushalten aus und vergleicht die Anzahl derer Mitglieder mit der Verteilung der Realwohnfläche, ergibt sich ein zwar reduzierter, aber immer noch drastischer Fehlbestand: 4,7 Millionen Haushalte, die vier und mehr Personen umfassen, stehen einem Quantum von lediglich hier 3,95 Millionen Wohnungen gegenüber, deren Wohnfläche 120 qm und mehr beträgt; für Familien mit Kindern existieren im Wohnungsbestand - von Angeboten, Erreichbarkeiten, Nutzungen durch den Wohnungsmarkt ganz zu schweigen - mindestens drei Viertel Millionen Wohnungen damit faktisch zu wenig.

Von Wohnflächenbedarf zu sprechen, heißt am Ende, auf nähere, inhaltlich zu spezifizierende Wohnbedürfnisse zurückzukommen. Wie sind diese Bedürfnisse für die Familie heute generell zu charakterisieren?

Ein erster Gesichtspunkt wird sein, daß in einer Gesellschaft, in der die Zeichen seit langem auf Individualität, Emanzipation, autonomer Lebensführung stehen (vgl. Zapf, 1987), entsprechende Grundlagen auch im Wohnbereich auszubauen sind. Für familiales Wohnen bedeutet dies vorab, die Differenzierung der Wohnflächen voranzutreiben und die Funktionen, die Größenmaße, die Anzahl der Räume den teils erweiterten, teils gewandelten Bedürfnissen der Familienmitglieder genauer als bisher anzugleichen. So stehen die Frauen (Mütter) mit dem Anspruch, über einen eigenen, z.B. mit Arbeitstisch, Ruhebett etc. ausgestatteten Raum zu verfügen, subjektiv wie objektiv hinter dem

Zugeständnis, das man längst hier den Männern macht, immer noch deutlich zurück. Ähnliche, vielleicht noch gravierendere Defizite liegen hinsichtlich der Standards für Kinder vor. Zwar werden Kinderzimmer in den Grundrissen für Familienwohnungen grundsätzlich ausgewiesen; sie sind in der Regel jedoch minimalistisch konzipiert - die Prinzipien des inzwischen veralteten "neuen Wohnens" (s.o.) schlagen nach wie vor hier durch - und mögen tauglich für Kinder im Vor- und Grundschulalter, nicht aber für Adoleszente und Postadoleszente sein. Gerade ältere Kinder haben, ausgelöst z.B. durch steigende Schulanforderungen ("Hausaufgaben"), wachsende Mengen von Utensilien (Mobiliar), vermehrte soziale Kontakte (Freunde), zunehmenden Raumbedarf, und gerade hier sollten Maßnahmen, die dem Umstand entsprechen, wichtige sozialisatorische, die Familie selbst schließlich stützende Effekte erzielen.

Ernst zu nehmen ist in diesem Zusammenhang auch der Raumbedarf, der für Familien aus den Angeboten, zugleich aber Zwängen der modernen, weite Daseinsbereiche erfassenden "Freizeitgesellschaft" erwächst. Freizeit ist ja nicht nur Zeit, die man etwa im Freien verbringt; auch sie findet statt "unter Dach", ist eingegliedert ins Alltagsleben und wird gestaltet, ausgefüllt und genutzt von Familien. Jedes Haus, jede Wohnung benötigt demgemäß Räume, die es erlauben, z.B. Hobby-Interessen nachzugehen, zu werken oder jenem Do-it-yourself zu genügen, das als wirtschaftlicher, ja kultureller Impetus der Zeit gerade die Familie betrifft. Während auf Waschküchen oder sonstige, oft gemeinschaftlich betriebene Funktionsräume, wie sie in Mietskasernen üblich waren, aufgrund der Ausstattung der Haushalte mit Maschinen inzwischen verzichtet werden kann, ist die Nachfrage nach "Hobbyräumen", die die Familien autonom, inmitten des eigenen Wohnbereichs, und multifunktionell verwenden, objektiv angestiegen.

Weitere wichtige Gesichtspunkte betreffen die klassische, heute neu zu bedenkende Institution des "Gästezimmers". Grundsätzlich ist dazu zu sagen, daß die Familie - strukturell "isoliert", latent kontaktarm und sozial an die Peripherie gedrängt - ausgleichend heute neuer sozialer Kontaktflächen bedarf, geeigneter, gerade auch räumlich realisierter Anschlußstellen, die zum Zuhause selbst gehören und die sie mit Leben von sich aus füllt. Diente das ältere bürgerliche Gästezimmer der Aufnahme vor allem von Verwandten - so daß es eine Klammer gewissermaßen zur vorbürgerlichen (vorindividualistischen) Welt der Sippe darstellte -, werden "Sozialräume" neuer Art, über diese rück-

wärts gewandte Funktion hinaus, "nach vorne" schauen und Stützpunkt für Kontakte werden, wie pluralistisch offene, zeitgenössische soziale "Netze" sie fordern. Blieben Wohnzimmer, wie man sie bisher kannte, gewohnten privaten Geselligkeiten vorbehalten, avancieren Sozialräume zu Stätten komplexerer "Begegnung"; sie nehmen Elternkreise, Nachbarschaftsgruppen, diverse Initiativen auf, ermöglichen es, "soziale Hilfen" zu organisieren, oder tragen dazu bei, Partnerschaften, z.B. mit Ausländern, im Familienverband auch für Kinder, Schulkinder (Schüleraustausch) praktikabel zu machen.

Ein letzter Gesichtspunkt zum Thema muß schließlich Bedürfnissen gelten, die Familien an das "Wohnumfeld" richten. Daß nicht nur Wohnen im engeren Sinn, Wohnen innerhalb der "eigenen vier Wände", sondern das Wohnumfeld die in ihm spielenden, familialen und sozialisatorischen Vollzüge strukturiert, ist heute nicht nur grundlegende sozialwissenschaftliche Einsicht; es ist Prämisse weithin auch für die politische, architektonische und städteplanerische Praxis und bedeutet, den hohen Stellenwert nicht nur der engeren "funktionalen" Ausstattung des Siedlungsraums (z.B. mit Geschäften, Kindergärten, Schulen) anzuerkennen, sondern den Ausbau auch spezifischer "transfunktionaler" Einrichtungen, so von Grünflächen, Spielplätzen, verkehrsberuhigten Zonen, von Clubs oder sozial offenen, kulturellen Zentren zu fordern (vgl. z.B. Bundesminister, 1985). Der Phantasie der Planer sind "vor Ort", und von Fall zu Fall, hier keine Grenzen gesetzt. Auszugehen ist so oder so von der Einsicht, daß die Familie in die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Grundrechte, die sie angesichts ihrer fundamentalen gesellschaftlichen Bedeutung hat, nicht eher wieder einzusetzen ist, als sie - bezogen auf die je konkrete, aktuelle Lage - nicht hinreichend in ihren Wohnbedürfnissen gewürdigt wird. Nirgendwo werden, wenn die Aufmerksamkeit sich hier auf die klassische, kinderbejahende, vollständige Familie primär bezieht, die Interessen jener neuen, alternativen Familienformen dabei zu kurz kommen müssen; im Gegenteil: gerade dort, wo die Wohnverhältnisse, einschließlich des Wohnumfelds, im Sinne der hier entwickelten Erfordernisse möglichst dicht, mit möglichst komplexen soziokulturellen Anschlußflächen, und möglichst "reich" gestaltet sind, werden notwendig auch Alleinerziehende, ökonomisch schwächere Familien oder Mütter und Frauen profitieren, die zwischen Familie und Beruf, Kindern und Partnern die Balance noch nicht gefunden haben.

LITERATUR

- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beine, Th. W. (1987). Soziale Wohnverfassung. Aspekte des Wohnens als individueller und sozialer Prozeß. *Sociologia Internationalis*, 25, S. 237-254.
- Brüggemeier, F. J. & Niethammer, L. (1978). Schlafgänger, Schnapskasinos und schwerindustrielle Kolonie. Aspekte der Arbeiterwohnungsfrage im Ruhrgebiet vor dem ersten Weltkrieg. In J. Reulecke & W. Weber (Hrsg.), *Fabrik, Familie, Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter*, S. 135-175. Wuppertal: Hammer.
- Brunner, O. (1966). Das "ganze Haus" und die alteuropäische Ökonomik. In F. Oeter (Hrsg.), *Familie und Gesellschaft*, S. 23-56. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hrsg.). (1985). Familienwohnung und Familienheim. Dokumentation des Bundeswettbewerb 1983-1984. Schriftenreihe, Heft 05.016. Bonn.
- Diewald, M. & Zapf, W. (1984). Wohnbedingungen und Wohnzufriedenheit. In W. Glatzer & W. Zapf (Hrsg.), *Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden*, S. 73-96. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Geißler, H. (1976). *Die Neue Soziale Frage*. Freiburg: Herder.
- Gleichmann, P. R. (1976). Wandel der Wohnverhältnisse, Verhäuslichung der Vitalfunktionen, Verstädterung und siedlungsräumliche Gestaltungsmacht. *Zeitschrift für Soziologie*, 5, S. 319-329.
- Gleichmann, P. R. (1979). Wandlungen im Verwalten von Wohnhäusern. In L. Niethammer (Hrsg.), *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*, S. 65-88. Wuppertal: Hammer.
- Hartmann, K. (1976). *Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform*. München: Heinz Moser.
- Herlyn, I. & Herlyn, U. (1983). *Wohnverhältnisse in der Bundesrepublik*. 2. Aufl., Frankfurt/M. und New York: Campus.
- Kanacher, U. (1987). Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. Eine Untersuchung zum Wandel der Wohnungsgrundrisse als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels von 1850 bis 1975 aus der Sicht der Elias'schen Zivilisationstheorie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Kaufmann, F.-X. (1975). Familiäre Konflikte und gesellschaftliche Spannungsfelder. In Landeszentrale für Politische Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Der Mensch in den Konfliktfeldern der Gegenwart*, S.167-188. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
- Kaufmann, F.-X. (o.J.). Lebenslage und Leistungen der Familie. In: Landesbausparkasse (Hrsg.), *Familie und Wohnen. Der Einfluß von Wohnung und Siedlung auf die Lebenssituation der Familie*. LBS-Schriftenreihe, Band 1. o. Ort.
- Lipp, W. (1989). Auswirkungen demographischer Entwicklungen auf die Wohnversorgung der Bevölkerung. Schriftenreihe des Verbandes badischer Wohnungsunternehmen, Band 7. Karlsruhe.
- Luhmann, N. (1965). *Grundrechte als Institution*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Lüscher, K. (1989). Von der ökologischen Sozialisationsforschung zur Analyse familialer Aufgaben und Leistungen. In R. Nave-Herz & M. Markefka

- (Hrsg.). Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1: Familienforschung, S. 95-112. Neuwied und Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Oeter, F. (1986). Die Zukunft der Familie. Streitschrift für eine Reform der Familienpolitik. München-Basel: Ernst Reinhardt.
- Saldern, A. von (1989). Die Kultur des Wohnens. In Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (Hrsg.). Funkkolleg Jahrhundertwende. Die Entstehung der modernen Gesellschaft 1880-1930. Studienbegleitbrief 8, S. 50-89. Weinheim und Basel: Beltz.
- Schildt, A. & Sywottek, A. (Hrsg.). (1988). Massenwohnungen und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt/M. und New York: Campus.
- Schmid, J. (1989). Die Bevölkerungsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland. Aus Politik und Zeitgeschichte, B18/1989, S. 3-15.
- Schulze, H.-J. (1987). "Eigenartige Familien" - Aspekte der Familienkultur. In Karsten, M.-E. & Otto, H.-U. (Hrsg.). Die sozialpädagogische Ordnung der Familie, S. 27-43. München: Juventa.
- Siebel, W. (1989). Wohnen und Familie. In R. Nave-Herz. & M. Markefka (Hrsg.). Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band. 1: Familienforschung, S. 265-285. Neuwied und Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Spiegel, E. (1986). Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Frankfurt/M. und New York: Campus.
- Statistisches Bundesamt (1989). Die Wohnsituation der Haushalte 1985. Ergebnisse der 1 % Mikrozensus-Ergänzungserhebung 1985. Kusterdingen: Leins.
- Teuteberg, H. (1985). Betrachtungen zu einer Geschichte des Wohnens. In H. Teuteberg (Hrsg.), Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit (= Studien zur Geschichte des Alltags, Band 4), S. 1-23. Münster: Coppenrath.
- Tyrell, H. (1976). Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie. Zeitschrift für Soziologie, 5, S. 393-417.
- Tyrell, H. (1987). Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In K. Lüscher, F. Schultheis & M. Wehrspau (Hrsg.). Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik im Übergang, S. 145-156. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz GmbH.
- Vaskovics, L. A. (1988). Veränderungen der Wohn- und Wohnumweltbedingungen in ihren Auswirkungen auf die Sozialisationsleistung der Familie. In R. Nave-Herz (Hrsg.). Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, S. 36-60. Stuttgart: Enke.
- Vaskovics, L. A. & Buba H. (1988). Familienabhängigkeit junger Erwachsener und ihre Folgen. Zwischenbericht und Ergebnisse der Reanalyse. Bamberg: Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle der Universität Bamberg.
- Weber-Kellermann, I. (1975). Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wingen, M. (1976). Wohnbedingungen und Funktionstüchtigkeit der Familie. Soziale Welt, 27, S. 440-467.
- Wingen, M. (1989). Familie im Wandel - Situation, Bewertung, Schlußfolgerungen. Bad Honnef: Eigenverlag des katholischen Sozialinstituts.

Zapf, W. et al. (1987). Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München: C.H. Beck.

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Wolfgang Lipp
Bayerische Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Philosophische Fakultät III
Lehrstuhl für Soziologie II
Wittelsbacherplatz 1
8700 Würzburg

Zeitschrift für Familienforschung, 1990, 2,2